

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Zevin, Gabrielle

Bitterzart

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

- I. *Ich verteidige meine Ehre* 11
- II. *Ich werde bestraft, definiere Rückfälligkeit und kümmere mich um Familienangelegenheiten* 52
- III. *Ich beichte, sinniere über Sterblichkeit & Zähne, locke einen Jungen unter Vortäuschung falscher Tatsachen und enttäusche meinen Bruder* 81
- IV. *Ich gehe ins Little Egypt* 104
- V. *Ich bereue, ins Little Egypt gegangen zu sein* 119
- VI. *Ich empfangе zwei unwillkommene Gäste und werde mit jemandem verwechselt* 137
- VII. *Ich werde beschuldigt und mache alles noch schlimmer* 144
- VIII. *Ich werde nach Liberty geschickt und werde tätowiert!* 176
- IX. *Ich finde einen einflussreichen Freund und dann einen Feind* 201
- X. *Ich genese, bekomme Besuch und erfahre Neues über Gable Arsley* 222

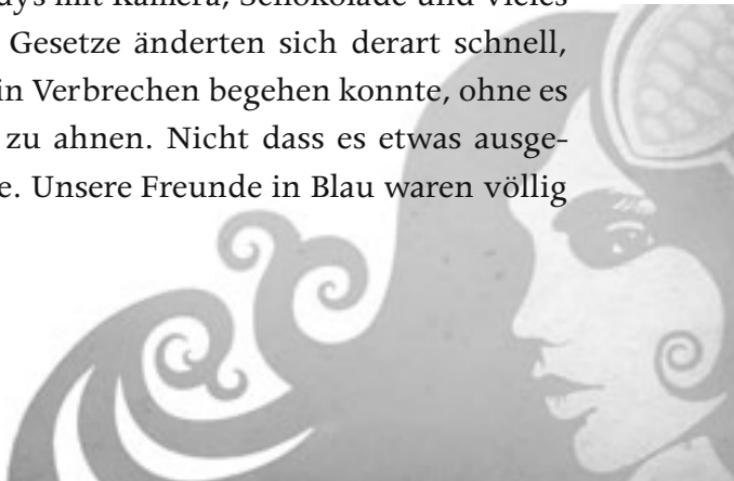
- XI. *Ich definiere für Scarlet Tragödie* 242
- XII. *Ich lenke ein und gebe eine angemessene Hexe* 269
- XIII. *Ich halte mich an eine Verpflichtung, über-
gehe aber andere und posiere für ein
Bild* 290
- XIV. *Ich bin gezwungen, die andere Wange hinzu-
halten* 312
- XV. *Wir trauern wieder, und ich lerne die Be-
deutung von intransigent* 355
- XVI. *Ich entschuldige mich mehrfach, und man
entschuldigt sich einmal bei mir* 421
- XVII. *Ich schmiede Pläne für den Sommer* 435
- XVIII. *Ich werde verraten* 449
- XIX. *Ich mache einen fairen Tausch* 486
- XX. *Ich bestelle mein Haus und werde wieder
nach Liberty gebracht* 508

I. Ich verteidige meine Ehre

Am Abend bevor ich in die elfte Klasse kam – ich war so gerade sechzehn –, sagte Gable Arsley, er wolle mit mir schlafen. Nicht in ferner oder absehbarer Zukunft. Nein, sofort.

Zugegebenermaßen hatte ich keinen besonders guten Geschmack, was Jungen anging. Ich fühlte mich zu denen hingezogen, die es nicht gewohnt waren, um Erlaubnis zu fragen, bevor sie etwas taten. Jungen, die wie mein Vater waren, nehme ich an.

Wir waren gerade heimgekehrt von einem Mondscheincafé (einem Lokal mit illegalem Kaffeeauschank), das sich am University Place im Kellergeschoss einer Kirche befand. Das war zu der Zeit, als Koffein gesetzlich verboten war, so wie tausend andere Dinge (Papierbesitz ohne Genehmigung, Handys mit Kamera, Schokolade und vieles mehr). Die Gesetze änderten sich derart schnell, dass man ein Verbrechen begehen konnte, ohne es überhaupt zu ahnen. Nicht dass es etwas ausgemacht hätte. Unsere Freunde in Blau waren völlig



überfordert. Die Stadt war pleite, und ich würde sagen, rund drei Viertel der Polizisten waren auf die Straße gesetzt worden. Die restlichen hatten keine Zeit für Jugendliche, die sich illegal an Koffein berauschten.

Ich hätte wissen müssen, dass etwas nicht stimmte, als Gable anbot, mich zurück zu meiner Wohnung zu begleiten. Zumindest nachts war es ein ziemlich gefährlicher Weg vom Café zu dem Haus auf der East Ninetieth, wo ich wohnte, und normalerweise musste ich mich alleine dorthin durchschlagen. Gable wohnte in Downtown und dachte wohl, da ich bisher nicht unterwegs umgekommen war, würde es auch weiterhin gutgehen.

Wir stiegen hoch zu meinem Apartment, das schon seit Ewigkeiten im Besitz meiner Familie war – genauer gesagt seit 1995, dem Jahr, als meine Großmutter Galina geboren wurde. Galina, die von uns Nana genannt wurde und die ich abgöttisch liebte, starb nun in ihrem Zimmer vor sich hin. Sie hatte die zweifelhafte Ehre, der älteste und kränkste Mensch zu sein, den ich je gekannt hatte. Sobald ich ihre Tür öffnete, hörte ich die Apparate, die ihr Herz und den Rest ihres Körpers am Leben hielten. Die Maschinen waren nur deshalb noch nicht abgestellt worden, wie man es

bei jedem anderen getan hätte, weil Nana die Verantwortung für meinen älteren Bruder, meine kleine Schwester und mich trug. Im Kopf war sie übrigens noch völlig klar. Obwohl sie ans Bett gefesselt war, entging ihr so gut wie nichts.

Gable hatte an jenem Abend vielleicht sechs Espresso getrunken, zwei davon waren mit etwas Prozac (ebenfalls verboten) versetzt, und er war total aufgedreht. Ich will ihn nicht in Schutz nehmen, sondern nur die Umstände erklären.

»Annie«, sagte er, löste seine Krawatte und setzte sich auf die Couch, »du musst hier doch irgendwo Schokolade haben. Ich weiß es. Los, komm, Schätzchen, gib Daddy, was er braucht!« Es war das Koffein, das aus ihm sprach. Gable hörte sich wie ein anderer Mensch an, wenn er was intus hatte. Ich fand es besonders furchtbar, wenn er sich selbst Daddy nannte. Das hatte er wohl in einem alten Film gehört. Am liebsten hätte ich gesagt: *Du bist nicht mein Daddy. Du bist siebzehn Jahre alt, Herrgott nochmal.* Manchmal sagte ich das auch, aber meistens ignorierte ich sein Gerede. Mein echter Daddy hatte immer gesagt, wenn man nicht so manches ignoriert, kämpft man sein ganzes Leben lang gegen Kleinigkeiten. Die Schokolade war anscheinend der eigentliche Grund, weshalb Gable mit ins Apartment gekom-

men war. Ich sagte ihm, dass ich ihm ein Stück geben würde, aber dann müsse er gehen. Am nächsten Tag fing die Schule wieder an (wie gesagt: für mich die elfte Klasse, bei ihm die zwölfte), und ich brauchte meinen Schlaf.

Wir bewahrten unsere Schokolade in einem Safe hinten im Schrank von Nanas Zimmer auf. Ich versuchte, lautlos an ihrem Bett vorbeizuschleichen, auch wenn das nicht nötig gewesen wäre. Ihre Apparate machten Lärm wie eine U-Bahn.

In Nanas Zimmer roch es nach Tod, einer Mischung aus älterem Eiersalat (Geflügel war rationiert), überreifen Honigmelonen (Obst war besonders schwer zu bekommen), alten Schuhen und Putzmitteln (Erwerb nur über Gutscheine). Ich trat in ihren begehbaren Kleiderschrank, schob ihre Mäntel zur Seite und gab die Kombination ein. Hinter den Waffen lag die Schokolade, eine edelherbe Sorte aus Russland mit Haselnüssen. Ich schob mir einen Riegel in die Tasche und schloss den Safe wieder. Beim Hinausgehen gab ich meiner Großmutter einen Kuss auf die Wange, und sie wachte auf.

»Anya«, krächzte sie. »Wann bist du nach Hause gekommen?«

Ich erwiderte, ich sei schon länger zurück. Sie würde den Unterschied eh nicht bemerken und

sich nur Sorgen machen, wenn sie erfuhr, wo ich gewesen war. Dann sagte ich ihr, sie solle weiter-schlafen, ich hätte sie nicht aufwecken wollen.

»Du brauchst deinen Schlaf, Nana.«

»Wofür denn? Auf mich wartet bald der ewige Schlaf.«

»Red nicht so! Du wirst noch sehr lange leben«, log ich.

»Leben und am Leben sein ist nicht dasselbe«, murmelte sie und wechselte dann das Thema.

»Morgen ist der erste Schultag.«

Ich staunte, dass sie sich daran erinnerte.

»Hol dir einen schönen Schokoriegel aus dem Schrank, Anyeschka, ja?«

Ich tat wie geheißen, legte den Riegel aus meiner Tasche zurück in den Safe und ersetzte ihn durch einen anderen von derselben Sorte.

»Zeig ihn niemandem«, mahnte Nana. »Und teil ihn dir nur mit jemandem, den du wirklich liebst.«

Leichter gesagt als getan, dachte ich, versprach aber, das zu beherzigen. Dann drückte ich noch einen Kuss auf die papierene Wange meiner Großmutter und schloss leise die Tür hinter mir. Ich hatte Nana wirklich lieb, aber in diesem schrecklichen Zimmer hielt ich es nicht lange aus.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, war Gable

nicht mehr da. Ich wusste, wo er zu finden sein würde.

Er lag mitten auf meinem Bett und schlief. Das war meiner Meinung nach das Problem beim Koffeinkonsum. Probierte man nur ein bisschen, bekam man einen netten Schwips. Nahm man aber zu viel davon, war man erledigt. So war das zumindest bei Gable. Ich trat ihm vorsichtig gegen das Bein. Er wachte nicht auf. Ich trat erneut zu, diesmal härter. Er stöhnte nur leise und drehte sich auf den Rücken. Also entschloss ich mich dazu, ihn seinen Rausch ausschlafen zu lassen. Wenn es hart auf hart käme, würde ich auf der Couch übernachten. Außerdem war Gable niedlich, wenn er schlief. Er wirkte so harmlos wie ein junger Hund oder ein kleiner Junge.

Ich holte meine Schuluniform aus dem Schrank und hängte sie für den nächsten Tag über meinen Schreibtischstuhl. Dann packte ich meine Tasche und lud meinen Tablet auf. Ich brach ein Stückchen von der dunklen Schokolade ab. Sie schmeckte kräftig und nach Wald. Den Rest wickelte ich wieder in die Alufolie und legte ihn in die oberste Schublade. Zum Glück hatte ich die Schokolade nicht mit Gable teilen müssen.

Ich kann verstehen, wenn man sich fragt, warum Gable mein Freund war, obwohl ich nicht mal

meine Schokolade mit ihm teilen wollte. Nun ja, er war kein Langweiler. Gable war ein wenig anrühlig, und dumm, wie ich war, fand ich das wohl anziehend, zumal man durchaus behaupten konnte, dass es mir an positiven männlichen Vorbildern mangelte. Gott sei deiner Seele gnädig, Daddy. Außerdem war es nichts Alltägliches, miteinander Schokolade zu teilen: Sie war wirklich sehr schwer zu bekommen.

Ich beschloss zu duschen, damit ich das nicht am nächsten Morgen machen musste. Als ich neunzig Sekunden später herauskam (Duschen hatten damals Zeitschaltuhren eingebaut, weil Wasser immer teurer wurde), saß Gable im Schneidersitz auf meinem Bett und schob sich den Rest meines Schokoriegels in den Mund.

»He!«, rief ich, das Handtuch um mich geschlungen. »Du warst an meiner Schublade!«

Er hatte Schokoladenflecken am Daumen, am Zeigefinger und in den Mundwinkeln. »Ich hab nicht danach gesucht. Ich hab sie gerochen«, erklärte er schmatzend. Dann hielt er kurz inne, um mich zu betrachten. »Du siehst hübsch aus, Annie. So sauber.«

Ich zog das Handtuch enger um mich. »Da du jetzt wach bist und deine Schokolade bekommen hast, kannst du ja gehen«, sagte ich.

Er rührte sich nicht.

»Na, los! Raus mit dir!«, sagte ich mit Nachdruck, wenn auch nicht sehr laut. Ich wollte meine Geschwister und Nana nicht wecken.

Da sagte Gable, er fände, wir sollten miteinander schlafen.

»Nein«, entgegnete ich und ärgerte mich, so dumm gewesen zu sein und zu duschen, während ein Junge mit Koffeinrausch in meinem Bett auf der Lauer lag. »Auf gar keinen Fall.«

»Warum nicht?«, fragte er zurück. Dann sagte er, er sei in mich verliebt. Es war das erste Mal, dass ein Junge so etwas behauptete. So unerfahren ich auch war, merkte ich doch, dass er es nicht ehrlich meinte.

»Ich möchte, dass du jetzt gehst«, sagte ich. »Wir haben morgen Schule und müssen beide ausgeschlafen sein.«

»Ich kann nicht mehr gehen. Es ist schon nach zwölf.«

Nicht dass es genug Polizisten gegeben hätte, um die Sperrstunde auch durchzusetzen, dennoch herrschte ab Mitternacht Ausgangssperre und sie galt in der ganzen Stadt für alle Personen unter achtzehn. Es war aber erst Viertel vor zwölf, deshalb log ich ihm vor, er könne es noch schaffen, wenn er sich beeile.

»Das schaffe ich niemals, Annie. Außerdem sind meine Eltern nicht zu Hause, und deine Großmutter bekommt doch gar nicht mit, wenn ich hier übernachte. Los, komm, sei lieb zu mir!«

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, entschlossen dreinzuschauen, was in einem geblühten gelben Handtuch nicht ganz leicht war.

»Bedeutet es dir denn gar nichts, dass ich dir gerade meine Liebe gestanden habe?«, fragte Gable.

Ich dachte kurz darüber nach und kam zu dem Schluss, dass es wirklich nichts bedeutete. »Eigentlich nicht. Solange ich weiß, dass du es nicht ernst meinst.«

Er sah mich mit seinen großen dummen Augen an, als hätte ich ihn gerade verletzt. Dann räusperte er sich und versuchte es mit einer anderen Strategie. »Komm, Annie! Wir sind seit fast neun Monaten zusammen. So lange bin ich noch bei keiner geblieben. Also ... ich meine ... Warum nicht?«

Ich zählte ihm meine Gründe auf. Erstens, sagte ich, wären wir zu jung. Zweitens würde ich ihn nicht lieben. Und drittens, und das sei am wichtigsten, würde ich nichts von Sex vor der Ehe halten. Ich war im Großen und Ganzen ein frommes katholisches Mädchen und wusste genau, wohin

mich das am Ende bringen würde: direkt in die Hölle. Und um das einmal festzuhalten: Ich glaubte felsenfest an Himmel und Hölle, und zwar nicht im übertragenen Sinn. Dazu aber später mehr.

Gables Blick war nun ein klein wenig irre – vielleicht lag es an der Schmuggelware, die er sich gerade einverleibt hatte –, er stand vom Bett auf und kam auf mich zu. Dann begann er meine nackten Arme zu kitzeln.

»Hör auf!«, sagte ich. »Im Ernst, Gable, das ist nicht komisch. Du willst ja nur, dass ich das Handtuch fallen lasse.«

»Warum hast du denn überhaupt geduscht, wenn du nicht willst, dass ...«

Ich drohte ihm an zu schreien.

»Und dann passiert *was?*«, fragte er. »Deine Großmutter kann nicht aus dem Bett. Dein Bruder ist behindert. Und deine Schwester ist noch ein kleines Kind. Wenn du schreist, bekommen sie nur Angst.«

Ein Teil von mir konnte nicht fassen, dass dies tatsächlich in meiner eigenen Wohnung geschah. Dass ich so fahrlässig und dumm gewesen war. Ich zog mir das Handtuch bis unter die Achselhöhlen und stieß Gable von mir, so heftig ich konnte. »*Leo ist nicht behindert!*«, rief ich.

Am Ende des Flurs öffnete sich eine Tür, dann hörte ich Schritte. In der Tür erschien Leo, der so groß war wie Daddy (eins dreiundneunzig) und einen Schlafanzug mit einem Muster aus Hunden und Knochen trug. Auch wenn ich die Situation im Griff hatte, war ich noch nie so froh gewesen, meinen großen Bruder zu sehen. »Hi, Annie!« Leo nahm mich kurz in den Arm, ehe er sich an meinen baldigen Exfreund wandte. »Hallo, Gable«, sagte er. »Ich habe Krach gehört. Du gehst jetzt besser nach Hause. Du hast mich geweckt, das ist in Ordnung. Aber wenn du Natty aufweckst, ist das nicht gut, weil sie morgen zur Schule gehen muss.«

Leo führte Gable zur Eingangstür. Ich entspannte mich erst, als ich hörte, wie sie ins Schloss fiel und Leo die Kette vorlegte.

»Ich finde deinen Freund nicht besonders nett«, sagte er, als er zurückkam.

»Weißt du was? Das sehe ich genauso«, erwiderte ich. Ich sammelte das von Gable geworfene Schokoladenpapier ein und zerknüllte es zu einer Kugel. Nach Nanas Maßstab war der einzige Junge in meinem Leben, der es wert war, meine Schokolade mit ihm zu teilen, mein Bruder.

Der erste Schultag war ätzender als die meisten ersten Schultage, und die sind generell ätzend. Alle wussten bereits, dass es aus war mit Gable Arsley und Anya Balanchine. Das nervte. Nicht weil ich nach dem Auftritt, den Gable sich in der vergangenen Nacht geleistet hatte, die Absicht gehabt hätte, weiter mit ihm zusammenzubleiben, sondern weil ich diejenige sein wollte, die Schluss machte. Ich wollte, dass er heulte, sich lautstark beschwerte oder entschuldigte. Ich hatte ohne einen Blick zurück davonstolzieren wollen, während er mir nachrief. So hatte ich mir das vorgestellt.

Ich muss zugeben: Es war erstaunlich, wie schnell sich Nachrichten verbreiteten. Minderjährige durften gar keine Handys besitzen, und niemand, egal wie alt, durfte ohne Genehmigung virtuell oder anderweitig etwas veröffentlichen oder auch nur eine E-Mail schicken, ohne dafür eine Gebühr zu bezahlen, und doch suchte sich der Tratsch immer seinen Weg. Und eine gute Lüge pflanzte sich sogar noch schneller fort als die traurige, langweilige Wahrheit. Bis zur dritten Stunde war die Geschichte unserer Trennung bereits in Stein gemeißelt, und zwar nicht von mir.

Ich schwänzte die vierte Stunde und ging stattdessen zur Beichte.

Als ich in den Beichtstuhl trat, sah ich durch das Gitter die Umrisse von Mutter Piousina. So unglaublich es auch war: Sie war die erste weibliche Geistliche, die es an der Holy Trinity School je gegeben hatte. Obwohl wir in vorgeblich modernen Zeiten lebten und dem Vernehmen nach aufgeklärt waren, hatten sich so einige Eltern beschwert, als der Aufsichtsrat im vorigen Jahr verkündet hatte, dass die Wahl auf Mutter Piousina gefallen war. Manche Leute fühlten sich einfach nicht wohl bei der Vorstellung, eine Priesterin zu haben. Außerdem war Holy Trinity nicht nur eine katholische Schule, sondern auch eine der besseren in ganz Manhattan. Wenn Eltern die horrenden Gebühren zahlten, verlangten sie dafür, dass in der Schule alles beim Alten bliebe, egal wie sehr es überall sonst drunter und drüber ging.

Ich kniete mich hin und schlug ein Kreuz. »Vergib mir, Mutter, denn ich habe gesündigt. Meine letzte Beichte liegt drei Monate zurück ...«

»Was betrübt dich denn, mein Kind?«

Ich erzählte ihr, dass ich den ganzen Morgen lang unchristliche Gedanken in Bezug auf Gable Arsley gehabt hätte. Seinen Namen nannte ich nicht explizit, aber Mutter Piousina wusste wahrscheinlich eh, über wen ich sprach. Der Rest der Schule ja auch.

»Stellst du dir vor, mit ihm Geschlechtsverkehr zu haben?«, fragte sie. »Denn die Tat wäre eine größere Sünde als der bloße Gedanke daran.«

»Das weiß ich, Mutter«, sagte ich. »Nein, alles andere als das. Es ist so: Dieser Junge hat Gerüchte über mich verbreitet, und ich habe den ganzen Vormittag nur den Gedanken im Kopf, wie sehr ich ihn hasse. Ich würde ihn am liebsten umbringen oder ihm wenigstens ein bisschen wehtun.«

Mutter Piousina schmunzelte, was ich ein wenig verletzend fand. »Ist das alles?«, fragte sie.

Ich fügte hinzu, dass ich den Namen des Herrn im Laufe des Sommers mehrere Male missbraucht hatte. Am häufigsten war es mir während der großen »Klimaanlagen-Spartage« passiert, die der Bürgermeister angeordnet hatte. Einer dieser Spartage war auf den heißesten Augusttag gefallen. Bei vierzig Grad Außentemperatur und der Hitze, die Nanas zahlreiche Apparate verströmten, war unser Apartment der Definition von Hölle schon sehr nah gekommen.

»Sonst noch was?«

»Noch eins: Meine Großmutter ist sehr krank, und obwohl ich sie unglaublich liebe« – den Satz zu vollenden fiel mir sehr schwer –, »wünsche ich mir manchmal, sie würde schnell sterben.«

»Du möchtest sie nicht leiden sehen. Gott versteht, dass du es nicht so meinst, mein Kind.«

»Manchmal denke ich Schlechtes über die Toten«, fügte ich hinzu.

»Über bestimmte Personen?«

»Hauptsächlich über meinen Vater. Aber manchmal auch über meine Mutter. Und manchmal ...«

Mutter Piousina unterbrach mich: »Drei Monate seit der letzten Beichte sind vielleicht etwas zu lang für dich, meine Tochter.« Sie lachte wieder, was mich erneut störte, doch ich fuhr dennoch fort.

»Manchmal schäme ich mich für meinen älteren Bruder Leo, weil er ... Das ist nicht seine Schuld. Er ist der netteste, liebevollste Bruder, den es gibt, aber ... Sie wissen ja wahrscheinlich, dass er ein bisschen schwer von Begriff ist. Heute wollte er Natty und mich zur Schule bringen, aber ich habe ihm gesagt, unsere Großmutter bräuchte ihn zu Hause und er käme sonst zu spät zu seiner Arbeit. Beides gelogen.«

»Sind das all deine Sünden?«

»Ja«, sagte ich und senkte den Kopf. »Ich bereue sie und alle Sünden, die ich noch begangen habe.«

»Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geis-

tes«, sagte Mutter Piousina. Sie trug mir als Buße ein Ave Maria und ein Vaterunser auf, was mir lächerlich wenig vorkam. Ihr Vorgänger, Vater Xavier, hatte genau gewusst, wie eine ordentliche Strafe aussah.

Ich stand auf. Als ich den bordeauxroten Vorhang öffnen wollte, rief sie mir nach: »Anya, zünde eine Kerze für deine Mutter und deinen Vater im Himmel an.« Sie schob das Gitter beiseite und reichte mir zwei Kerzengutscheine.

»Mit Kerzen sollen wir jetzt auch noch sparsam sein«, brummte ich. Durch die zahllosen albernen Gutscheine und Wertmarken (sollten wir nicht eigentlich Papier sparen?), durch das willkürliche Punktesystem und die sich ständig ändernden Vorschriften waren Rationierungen unglaublich nervig und unmöglich einzuhalten. Es war kein Wunder, dass der Schwarzmarkt florierte.

»Sieh 's mal positiv. Hostien darf man immer noch so viele haben, wie man möchte«, erwiderte Mutter Piousina.

Ich nahm die Gutscheine entgegen und dankte ihr. Auch wenn ich nicht wusste, was das Entzünden von Kerzen groß helfen sollte. Ich war mir ziemlich sicher, dass mein Vater in der Hölle saß.

Nachdem ich einer Nonne mit einem Weidenkorb und einer Schachtel Votivkerzen die Gutscheine

gereicht hatte, ging ich in die Kapelle und zündete eine Kerze für meine Mutter an.

Ich hoffte, dass Mom irgendwie außerhalb der Hölle gelandet war, obwohl sie den Anführer der kriminellen Balanchine-Sippe geheiratet hatte.

Auch für meinen Vater zündete ich eine Kerze an.

Ich betete, dass die Hölle nicht so schlimm war, auch nicht für einen Mörder.

Sie fehlten mir beide so sehr.

Meine beste Freundin Scarlet wartete im Gang vor der Kapelle auf mich. »Fechten gleich am ersten Tag schwänzen? Nicht schlecht, Miss Balanchine«, sagte sie und schob mir ihren Arm unter. »Keine Sorge. Ich habe dich entschuldigt. Hab gesagt, es gäbe noch Probleme mit deinem Stundenplan.«

»Danke, Scarlet.«

»Gern geschehen. Ich weiß jetzt schon genau, was das für ein Schuljahr wird. Sollen wir in den Speisesaal gehen?«

»Hab ich eine Wahl?«

»Ja, du kannst dich auch den Rest des Schuljahrs in der Kapelle verstecken«, gab sie zurück.

»Vielleicht werde ich sogar Nonne und entsage den Männern für immer.«

Scarlet sah mir ins Gesicht. »Nein. Dein Gesicht

würde sich in einer Ordenstracht nicht gut machen.«

Während wir zum Speisesaal gingen, brachte mich Scarlet auf den neusten Stand, was Gable herumerzählt hatte. Das meiste hatte ich bereits gehört. Die wichtigsten Punkte waren, dass er angeblich mit mir Schluss gemacht hätte, weil er dachte, ich sei koffeinabhängig, weil ich »so was wie eine Schlampe« wäre und weil der Beginn des neuen Schuljahrs ein guter Anlass sei, »Altes auszumisten«. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass Daddy, würde er noch leben, Gable Arsley wahrscheinlich hätte umbringen lassen. »Nur dass du es weißt«, sagte Scarlet. »Ich habe deine Ehre verteidigt.«

Das glaubte ich ihr gerne, aber leider hörte ihr nie jemand zu. Man hielt Scarlet für melodramatisch und hysterisch. Hübsch anzusehen, aber nicht ernst zu nehmen.

»Egal«, sagte sie. »Jeder weiß, dass Gable Arsley ein Riesenarschloch ist. Morgen wird schon keiner mehr drüber reden. Die zerreißen sich eh nur den Mund, weil sie Loser sind und kein eigenes Leben haben. Außerdem ist heute der erste Schultag und sonst nicht viel passiert.«

»Er hat gesagt, Leo wäre behindert. Hab ich dir das schon erzählt?«

»Nein!«, rief Scarlet. »Das ist so gemein!«
Wir standen vor der Flügeltür, die in den Speise-
saal führte. »Ich hasse ihn«, sagte ich. »Ich hasse
ihn von ganzem Herzen.«
»Ich weiß«, sagte Scarlet und drückte die Türen
auf. »Hab sowieso nie verstanden, was du an ihm
fandest.« Sie war eine gute Freundin.
Der Speisesaal hatte holzvertäfelte Wände und
einen schwarzweiß karierten Linoleumboden, der
mir das Gefühl gab, eine Figur in einem Schach-
spiel zu sein. Ich sah, dass Gable am Kopfende eines
langen Tisches am Fenster thronte. Er hatte den
Rücken zur Tür, so dass er mich nicht bemerkte.
Zum Mittagessen gab es Lasagne, die ich schon
immer verabscheut habe. Die rote Soße erinnerte
mich an Blut und Eingeweide, der Ricottakäse an
Hirngewebe. Ich hatte schon echte Eingeweide
und echtes Hirngewebe gesehen und wusste da-
her, wovon ich sprach. So oder so war mir der
Hunger vergangen.
Kaum saßen wir, schob ich Scarlet mein Tablett
zu. »Willst du?«
»Ein Teller ist mehr als genug, danke.«
»Gut, reden wir über was anderes«, schlug ich
vor.
»Was anderes als –«
»Sprich seinen Namen nicht aus, Scarlet Barber!«

»Was anderes als das Riesenarschloch«, ergänzte Scarlet, und wir mussten beide lachen. »Übrigens, in meinem Französischkurs ist ein vielversprechender neuer Junge. Genau genommen sieht er aus wie ein Mann. Er ist so – keine Ahnung –, so männlich. Er heißt Goodwin, nennt sich aber Win. Ist das nicht total OMG?«

»Was soll das denn heißen?«

»Weiß nicht, ist irgendeine Abkürzung. Mein Vater meinte, es hieß früher so was wie ›umwerfend‹ oder so ähnlich. Wusste er nicht mehr genau. Frag mal deine Nana, ja?«

Ich nickte. Scarlets Vater war Archäologe, der immer nach Abfall roch, weil er seine Zeit damit verbrachte, auf Mülldeponien herumzugraben. Scarlet erzählte noch eine ganze Weile von dem neuen Typen, aber ich hörte nicht richtig zu. Es war mir ziemlich egal. Ich nickte nur hin und wieder und schob die eklige Lasagne auf dem Teller hin und her.

Ich schaute mich im Speisesaal um. Gable fiel mir ins Auge. Was als Nächstes geschah, hab ich nicht mehr so klar in Erinnerung. Später behauptete Gable, er hätte nichts getan, doch ich war überzeugt, dass er mich fies angrinste und dem Mädchen links neben sich etwas zuflüsterte, dann lachten beide. Daraufhin nahm ich meinen Teller

mit der nicht gegessenen Lasagne, lief quer über den Schachbrettboden wie ein verrückt gewordener Turm, und auf einmal hatte Gable Ricottakäse und Tomatensoße auf dem Kopf. (Die Lasagne war immer noch glühend heiß, denn es war gesetzlich vorgeschrieben, alle Lebensmittel auf mindestens achtzig Grad zu erhitzen, um die überhandnehmenden Epidemien zu vermeiden.)

Er sprang auf, sein Stuhl fiel um. Wir standen uns gegenüber, und es war, als wäre sonst niemand im Speisesaal. Gable fing an zu schreien und beschimpfte mich mit einer Reihe von Namen, die ich hier nicht wiederholen will. Ich verzichte lieber darauf, eine lange Liste von Beleidigungen runterzutippen.

»Mich ehrt deine Verachtung«, sagte ich.

Er machte Anstalten, mich zu schlagen, hielt sich aber zurück. »Du bist es nicht wert, Balanchine. Du bist Abschaum, genau wie deine toten Eltern«, sagte er. »Ich Sorge lieber dafür, dass du von der Schule geworfen wirst.« Beim Verlassen des Speisesaals versuchte er, die Flecken mit der Hand abzuwischen, doch es funktionierte nicht. Die Soße war überall. Ich musste grinsen.

Am Ende der achten Stunde wurde ich aufgefordert, nach dem Unterricht im Büro der Rektorin zu erscheinen.

Eigentlich versuchte jeder zu vermeiden, am ersten Schultag Ärger zu machen, deshalb warteten dort nicht allzu viele Schüler. Die Tür war geschlossen, was bedeutete, dass bereits jemand im Büro war. Auf dem Zweisitzer im Vorzimmer saß ein Typ mit langen Beinen, den ich nicht kannte. Die Sekretärin sagte, ich solle Platz nehmen.

Der Junge trug eine graue Wollmütze, die er abnahm, als ich an ihm vorbeiging und mich neben ihm niederließ. Er nickte mir zu, ich grüßte zurück. Er warf mir einen Seitenblick zu. »Mit Essen geworfen, ja?«

»Könnte man so sagen.« Ich war nicht in der Stimmung, mich mit jemandem anzufreunden. Er faltete die Hände im Schoß. Seine Finger waren schwielig, was ich interessant fand, ohne es zu wollen.

Er musste meinen Blick bemerkt haben, denn er fragte mich, wohin ich guckte.

»Auf deine Hände«, erwiderte ich. »Die sind ganz schön grob für jemanden aus der Stadt.«

Er lachte. »Ich komme vom Land, weiter im Norden von New York. Wir haben unser Gemüse früher selbst angepflanzt. Davon kommen die meisten Schwielen. Ein paar sind auch von meiner Gitarre. Ich bin aber nicht besonders gut, ich

spiele einfach nur gerne. Den Rest kann ich nicht erklären.«

»Interessant«, sagte ich.

»Interessant«, wiederholte er. »Ich bin übrigens Win«, fügte er hinzu.

Ich drehte mich zu ihm, um ihn genauer anzusehen. Das war also Scarlets neuer Mitschüler? Sie hatte recht. Er war auf jeden Fall keine Beleidigung fürs Auge: groß und schlank. Braune Haut und muskulöse Arme, wahrscheinlich von der Arbeit auf dem Bauernhof, von der er gesprochen hatte. Gutmütige blaue Augen und ein Mund, der offenbar eher lächelte, als die Mundwinkel nach unten zu ziehen. Überhaupt nicht mein Typ.

Er hielt mir die Hand hin, ich schlug ein. »An...«, begann ich.

»Any Balanchine, ich weiß. Heute bist du offenbar in aller Munde.«

»Ähmm«, machte ich und merkte, dass ich rot anlief. »Dann hältst du mich wahrscheinlich für eine verrückte, süchtige Schlampe und Mafiabraut. Weiß gar nicht, warum du überhaupt mit mir redest.«

»Ich weiß nicht, wie es hier ist, aber in meiner Heimat ziehen wir selbst unsere Schlüsse über andere Menschen.«

»Warum bist du hier?«, fragte ich.

»Das ist eine wirklich große Frage, Anya.«

»Nein, ich meine hier draußen, vor dem Büro. Was hast du angestellt?«

»Multiple Choice«, entgegnete er. »A: Mehrere spitze Anmerkungen in Theologie, B: Die Rektorin möchte sich mit dem Neuen über das Tragen von Mützen in der Schule unterhalten, C: Mein Stundenplan – ich bin einfach zu schlau für den Unterricht, D: Augenzeugenbericht über das Mädchen, das seinem Freund Lasagne auf den Kopf kippte, E: Die Rektorin verlässt ihren Mann und will mit mir durchbrennen, F: Keiner der obigen Punkte, G: Alle obigen Punkte.«

»Exfreund«, murmelte ich.

»Gut zu wissen«, sagte er.

In dem Augenblick öffnete sich die Tür der Rektorin, und Gable kam heraus. Wo die Soße ihn getroffen hatte, hatte er rote Flecken im Gesicht. Sein weißes Hemd war mit Soße bekleckert, was ihn unheimlich stören musste.

Böse flüsterte er mir zu: »Lohnt sich nicht.«

Die Rektorin steckte den Kopf heraus. »Mr. Delacroix«, sagte sie zu Win, »wäre es für Sie furchtbar unangenehm, wenn ich zuerst mit Ms. Balanchine reden würde?«

Er war einverstanden, und ich ging ins Büro. Die Rektorin schloss die Tür hinter uns.

Ich wusste bereits, wie es nun weiterging. Ich bekäme Bewährung und müsste den Rest der Woche den Küchendienst übernehmen. In Anbetracht dessen hatte es sich durchaus gelohnt, Gable die Lasagne über den Kopf zu kippen.

»Sie müssen lernen, Ihre kleinen Beziehungsprobleme außerhalb von Holy Trinity zu lösen, Ms. Balanchine«, sagte die Rektorin.

»Ja, natürlich.«

Irgendwie schien es mir sinnlos, darauf hinzuweisen, dass Gable am Vorabend versucht hatte, mich zum Sex zu zwingen.

»Ich habe überlegt, ob ich Ihre Großmutter Galina anrufen soll, aber ich weiß, dass sie bei schlechter Gesundheit ist. Wir müssen sie nicht beunruhigen.«

»Danke sehr. Das weiß ich zu schätzen.«

»Ehrlich, Anya, ich mache mir Sorgen um Sie. Diese Art von Verhalten könnte Ihrem Ruf sehr schaden, wenn das zur Regel werden sollte.«

Als wüsste sie nicht, dass ich mit einem schlechten Ruf zur Welt gekommen war.

Als ich das Büro verließ, saß meine zwölfjährige Schwester Natty neben Win. Scarlet musste ihr gesagt haben, wo sie mich finden konnte. Vielleicht hatte Natty es auch erraten – ich war nicht zum ersten Mal im Büro der Rektorin. Natty hatte

Wins Mütze aufgesetzt. Offenbar kannten sich die beiden. Wie sie in ihrem Alter flirten konnte! Und Natty war süß dabei. Sie hatte langes, glänzendes schwarzes Haar. So wie ich, nur dass ihres ganz glatt war, während ich mich mit unzähmbaren Locken herumschlug.

»Tut mir leid, dass ich mich vorgedrängelt habe«, sagte ich zu Win.

Er zuckte mit den Schultern.

»Gib Win seine Mütze zurück«, forderte ich Natty auf.

»Sie steht mir gut«, sagte sie und klimperte mit den Wimpern.

Ich nahm sie ihr vom Kopf und reichte sie Win.

»Danke fürs Babysitten«, sagte ich.

»Hör auf, mich zu infantilisieren«, protestierte Natty.

»Ein sehr gutes Wort«, bemerkte Win.

»Danke«, erwiderte Natty. »Zufällig kenne ich ganz viele von der Sorte.«

Nur um Natty zu ärgern, nahm ich ihre Hand. Kurz bevor wir um die Ecke bogen, drehte ich mich um und sagte: »Ich tippe auf C. Du bist wahrscheinlich zu schlau für deine Kurse.«

Er zwinkerte. Zwinkerte er mir tatsächlich zu?

»Verrat ich nicht.«

Natty seufzte. »Oh«, sagte sie, »der gefällt mir.«

Ich verdrehte die Augen, wir gingen durch die Tür. »Nicht mal im Traum! Er ist viel zu alt für dich.«

»Nur vier Jahre«, sagte Natty. »Ich hab ihn gefragt.«

»Wenn man zwölf ist, ist das aber sehr viel.«

Wir hatten unseren Bus verpasst, der uns quer durch die Stadt brachte; aufgrund der Kürzungen im Budget der Verkehrsgesellschaft kam der nächste erst in einer Stunde. Ich wollte zu Hause sein, wenn Leo von der Arbeit kam, deshalb beschloss ich, zu Fuß durch den Park zu unserem Apartment zu gehen. Daddy hatte mir mal erzählt, wie der Park in seiner Kindheit ausgesehen hatte: voller Bäume und Blumen, Eichhörnchen und Teiche, auf denen man Kanu fahren konnte. Es gab Verkäufer mit allen erdenklichen Leckereien im Angebot, einen Zoo, Fahrten im Heißluftballon, im Sommer Konzerte und Aufführungen, im Winter Eislaufen und Schlittenfahren. So war es jetzt nicht mehr.

Die Teiche waren ausgetrocknet oder trockengelegt worden, die Vegetation größtenteils verkümmert. Einige wenige Statuen, zerborstene Parkbänke und graffitiverschmierte leere Gebäude waren noch übrig, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass jemand freiwillig seine Zeit im Park

verbrachte. Für Natty und mich war es eine halbe Meile Brachfläche, die wir so schnell wie möglich zu durchqueren hatten, vorzugsweise vor Einbruch der Nacht, da der Park dann zum Anziehungspunkt zwielichtiger Gestalten wurde. Ganz genau kann ich nicht sagen, warum es mit dem Park so bergab gegangen war, aber ich nehme an, es verhielt sich wie mit allem anderen in dieser Stadt: Geldknappheit, Wassermangel, Führungsvakuum.

Natty war sauer auf mich, weil ich in Gegenwart von Win den Witz übers Babysitten gemacht hatte, und weigerte sich, neben mir zu gehen. Als wir die Große Wiese hinter uns ließen (die wohl irgendwann mal mit Gras bewachsen gewesen war), lief sie ungefähr fünfundzwanzig Meter vor mir.

Dann fünfzig.

Hundert.

»He, Natty!«, rief ich. »Das ist gefährlich! Du musst bei mir bleiben!«

»Hör auf, mich Natty zu nennen! Ich heiße Nataliya, und nur zu deiner Information, Anya Pavlova Balanchine, ich kann auf mich selbst aufpassen!«

Ich lief los, um sie einzuholen, doch mittlerweile war sie schon weit weg. Ich konnte sie kaum noch

erkennen – ein winziger Punkt in einer Schuluniform. Ich legte einen Zahn zu.

Ich fand sie hinter dem gläsernen Anbau des riesigen Gebäudes, das früher ein Kunstmuseum war und jetzt ein Nachtclub. Sie war nicht allein.

Ein unglaublich magerer Junge, der Lumpen und – großer Zufall! – ein jahrzehntealtes T-Shirt der Schokoladenfabrik Balanchine trug, hielt meiner Schwester eine Pistole an den Kopf. »Jetzt die Schuhe«, sagte er mit quietschiger Stimme.

Schniefend bückte sich Natty, um ihre Schnürsenkel zu lösen.

Ich betrachtete den Jungen. Er war zwar abgemagert, aber wirkte robust, dennoch war ich mir ziemlich sicher, dass ich es mit ihm aufnehmen konnte. Ich schaute mich um, überzeugte mich, dass er keine Komplizen hatte. Nein. Wir waren allein. Das eigentliche Problem war die Waffe, daher sah ich sie mir genauer an.

Was ich als Nächstes tat, mag sich waghalsig anhören.

Ich trat zwischen meine kleine Schwester und den Jungen.

»*Any!* *Nein!*«, schrie Natty.

Man muss wissen, dass mein Vater mir das eine oder andere über Waffen beigebracht hatte, und in der Pistole dieses Jungen war kein Ladestrei-

fen. Mit anderen Worten: Es waren keine Patronen drin, höchstens eine im Magazin, und auch darauf hätte ich nicht gewettet.

»Warum suchst du dir keinen aus, der so groß ist wie du?«, fragte ich den Jungen. Genau genommen war er fünf Zentimeter kleiner als Natty. Aus der Nähe sah ich, dass er jünger war, als ich gedacht hatte – vielleicht acht, neun Jahre alt.

»Ich erschieße dich«, sagte er. »Wirklich.«

»Ja?«, sagte ich. »Das möchte ich mal sehen.«

Ich umfasste den Lauf der Pistole. Zuerst überlegte ich, sie ins Gebüsch zu werfen, dann kam ich zu dem Schluss, der Knirps solle niemandem mehr damit Angst einjagen. Ich steckte sie in meine Tasche. Es war eine hübsche Waffe. Hätte gute Arbeit bei meiner Schwester und mir geleistet. Wenn sie denn geladen gewesen wäre.

»Komm, Natty. Hol dir deine Sachen zurück.«

»Ich hab ihm noch gar nichts gegeben«, sagte Natty. Sie war immer noch ein bisschen verstört.

Ich nickte. Dann reichte ich ihr mein Taschentuch und sagte, sie solle sich die Nase putzen.

Mittlerweile hatte auch der Möchtegergangster zu weinen begonnen. »Gib mir meine Pistole zurück!« Er holte aus und schlug mich, aber er war wohl so schwach vor Hunger, dass ich kaum etwas spürte.

»Hör mal zu, tut mir leid, aber wenn du mit dieser kaputten Pistole herumfuchtelst, wirst du früher oder später umgebracht.« Das stimmte. Ich wäre nicht der einzige Mensch, dem auffallen würde, dass sie nicht geladen war, und höchstwahrscheinlich würde die Sorte Mensch, die so etwas bemerkte, dem Jungen einen Schuss zwischen die Augen setzen, ohne darüber nachzudenken. Ein wenig hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ihm die Waffe abnahm, deshalb gab ich ihm all mein Geld, das ich dabei hatte. Nicht viel, aber für eine Pizza am Abend sollte es reichen.

Ohne mit der Wimper zu zucken, nahm der Junge meine »Spende« an. Dann beschimpfte er mich mit einem obszönen Wort und verschwand im Park.

Natty gab mir ihre Hand, und wir liefen schweigend weiter, bis wir die relative Sicherheit der Fifth Avenue erreichten.

»Warum hast du das gemacht, Annie?«, flüsterte sie, als wir an der Ampel auf Grün warteten. Bei all dem Straßenlärm konnte ich sie kaum verstehen. »Warum hast du ihm das Geld gegeben, nachdem er versucht hat, mich auszurauben?«

»Weil er nicht so viel Glück hat wie wir, Natty. Und Daddy hat immer gesagt, dass wir auch an die denken sollen, denen es schlechter geht als uns.«

»Aber Daddy hat Menschen umgebracht, oder?«

»Ja«, gab ich zu. »Daddy war kompliziert.«

»Manchmal weiß ich nicht mal mehr, wie er aussah«, bemerkte Natty.

»So wie Leo«, erklärte ich. »Genauso groß. Dasselbe schwarze Haar. Dieselben blauen Augen. Bloß waren Daddys Augen hart, und Leos sind weich.«

In unserer Wohnung ging Natty auf ihr Zimmer, ich machte mich auf die Suche nach etwas Essbarem. Ich war eine phantasielose Köchin, aber wenn ich nichts zubereitete, würde uns allen der Magen knurren. Außer Nana. Ihre Mahlzeiten wurden ihr von einer Krankenpflegerin namens Imogen per Schlauch zugeführt.

Nach Packungsanweisung brachte ich exakt 1,4 Liter Wasser zum Kochen und gab dann die Makkaroni hinzu. Zumindest Leo würde sich freuen. Makkaroni mit Käse waren sein Leibgericht.

Ich ging zu seinem Zimmer und klopfte an die Tür, um ihm die gute Nachricht zu überbringen. Er antwortete nicht, deshalb machte ich auf. Seit mindestens zwei Stunden hätte er von seinem Teilzeitjob in der Tierklinik zu Hause sein müssen, doch abgesehen von seiner Sammlung an

Stofftierlöwen war sein Zimmer leer. Nur die Löwen sahen mich mit ihren leeren Plastikaugen fragend an.

Ich ging zu Nana. Sie schlief, aber ich weckte sie auf.

»Nana, hat Leo gesagt, wo er hinwollte?«

Nana griff nach dem Gewehr, das sie unter dem Bett verwahrte, bis sie merkte, dass ich es war, die vor ihr stand. »Ach, Anya, du bist es. Du hast mir einen Schrecken eingejagt, *Dewotschka*.«

»Tut mir leid, Nana.« Ich gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Es ist nur, weil Leo nicht in seinem Zimmer ist. Ich wollte bloß wissen, ob er dir gesagt hat, wo er hinwill.«

Nana dachte nach. »Nein«, sagte sie schließlich.

»Ist er denn von der Arbeit nach Hause gekommen?«, fragte ich und versuchte, nicht ungeduldig zu klingen. Offenbar hatte Nana einen ihrer weniger guten Tage.

Sie schien ewig darüber nachzudenken. »Ja.« Pause. »Nein.« Noch eine Pause. »Ich weiß nicht.« Schweigen. »Welcher Wochentag ist heute, *Dewotschka*? Ich verliere die Zeit aus den Augen.«

»Montag«, erwiderte ich. »Der erste Schultag, schon vergessen?«

»Immer noch Montag?«

»Er ist fast vorbei, Nana.«

»Gut. Gut.« Sie lächelte. »Wenn noch Montag ist, dann kam heute dieser Bastard Jakov zu Besuch.« Das Wort »Bastard« meinte sie wörtlich. Jakov Pirotschki war der uneheliche Sohn vom Halbbruder meines Vaters. Er nannte sich selbst Jacks und war vier Jahre älter als Leo. Ich hatte ihn noch nie besonders gemocht, seit er damals auf einer Familienhochzeit zu viel Smirnoff getrunken und versucht hatte, mir an die Brust zu grabtschen. Ich war dreizehn gewesen, er fast zwanzig. Widerlich. Dennoch hatte Jacks mir immer ein bisschen leidgetan, weil alle Familienangehörigen auf ihn herabschauten.

»Was wollte Pirotschki?«

»Nachgucken, ob ich schon tot bin«, sagte Nana. Lachend wies sie auf die billigen rosa Nelken, die in einer mit wenig Wasser gefüllten Vase auf der Fensterbank standen. Ich hatte sie noch nicht bemerkt. »Hässlich, was? Blumen sind heute so schwer zu bekommen, und er bringt mir solche mit? Na, wahrscheinlich ist es die gute Absicht, die zählt. Ist Leo vielleicht bei dem Bastard?«

»Das ist nicht nett, Nana«, sagte ich.

»Ach, Anyeschka, das würde ich doch nie in seiner Gegenwart sagen!«, gab sie entrüstet zurück.

»Was soll Jacks denn von Leo wollen?« Soweit ich

wusste, hatte Jacks meinen Bruder bisher entweder ignoriert oder regelrecht verachtet.

Nana zuckte mit den Schultern, was ihr schwerfiel, da sie sich kaum noch bewegen konnte. Ihre Augenlider flatterten. Ich drückte ihre Hand.

Ohne die Augen zu öffnen, brachte sie hervor: »Sag mir Bescheid, wenn du Leonyd findest.«

Ich ging wieder in die Küche und kümmerte mich um die Makkaroni. Dann rief ich bei Leo auf der Arbeit an, um mich zu erkundigen, ob er noch dort sei. Man sagte mir, er sei wie immer um vier gegangen. Es gefiel mir nicht, dass ich nicht wusste, wo mein Bruder war. Auch wenn er neunzehn war, drei Jahre älter als ich, würde ich doch immer für ihn verantwortlich sein.

Kurz bevor mein Vater ermordet wurde, musste ich ihm schwören, dass ich für meinen Bruder sorgen würde, sollte Daddy jemals etwas zustoßen. Damals war ich erst neun Jahre – ungefähr so alt wie der kleine Gangster heute im Park –, zu jung, um wirklich zu wissen, wozu ich mich bereit erklärte. »Leo ist ein sanftes Wesen«, hatte Daddy gesagt. »Er ist zu sanft für diese Welt, *Devotschka*. Wir müssen ihn schützen, so gut wir können.« Ich hatte genickt, ohne so recht zu verstehen, dass Daddy mir gerade eine lebenslange Verpflichtung auferlegt hatte.

Leo war nicht »behindert« auf die Welt gekommen. Er war wie jedes Kind gewesen, wenn nicht, zumindest aus Sicht meines Vaters, sogar besser. Leo war klug, unserem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten und vor allem: der Erstgeborene. Daddy hatte ihm sogar seinen eigenen Namen gegeben. Offiziell hieß er Leonyd Balanchine jr.

Als Leo neun war, war er mit meiner Mutter nach Long Island gefahren, um meine Großmutter mütterlicherseits zu besuchen. Meine Schwester und ich (zwei und sechs Jahre alt) hatten Angina und mussten zu Hause bleiben. Daddy hatte sich bereit erklärt, auf uns aufzupassen, obwohl ich bezweifle, dass es ein großes Opfer für ihn gewesen ist, da er mit Grandma Phoebe nie gut ausgekommen war.

Der Anschlag hatte natürlich Daddy gegolten. Meine Mutter war auf der Stelle tot. Zwei Schüsse durch die Windschutzscheibe trafen ihre schöne Stirn und ihre honigduftenden kastanienbraunen Locken.

Das Auto, das meine Mutter fuhr, prallte gegen einen Baum, Leos Kopf ebenfalls.

Er überlebte, aber er verlor die Sprache. Konnte nicht mehr lesen. Nicht mehr gehen. Mein Vater schickte ihn in die beste Rehaklinik, gefolgt von der besten Schule für Lernbehinderte. Und Leo

erholte sich wirklich großartig, aber er wurde nie wieder derselbe. Angeblich sollte mein Bruder immer das Auffassungsvermögen eines Achtjährigen behalten. Man sagte, er hätte Glück gehabt. Das stimmte. Auch wenn ich wusste, dass Leos Beschränkungen ihn frustrierten, erreichte er viel mit den geistigen Fähigkeiten, die er besaß. Er hatte eine Stelle, alle Kollegen sagten, er würde hart arbeiten, und er war Natty und mir ein guter Bruder. Wenn Nana starb, würde Leo unser Vormund werden – bis zu meinem achtzehnten Geburtstag.

Ich hatte gerade die Käsesoße über die Nudeln gekippt und überlegte, ob ich die Polizei anrufen sollte (was auch immer das nützen würde), als sich die Wohnungstür öffnete.

Leo kam in die Küche gestürzt. »Du machst ja Makkaroni, Annie!« Er schlang die Arme um mich. »Ich habe die beste Schwester der Welt!« Sanft schob ich ihn von mir. »Wo bist du gewesen? Ich war halb verrückt vor Sorge! Wenn du rausgehst, sollst du entweder Nana Bescheid sagen oder mir einen Zettel schreiben.«

Leo fiel das Kinn hinunter. »Sei nicht böse, Annie! Ich war bei Verwandten. Du hast gesagt, es wäre in Ordnung, solange ich bei Verwandten bin.«

Ich schüttelte den Kopf. »Damit habe ich nur Nana, Natty und mich gemeint. Die nächsten Angehörigen. Das bedeutet –«

Leo unterbrach mich. »Ich weiß, was das bedeutet. Aber von ›nächsten Angehörigen‹ hast du nichts gesagt.«

Ich war mir da zwar ziemlich sicher, aber egal.

»Jacks hat gesagt, es wäre okay für dich«, fuhr Leo fort. »Er hat gesagt, er wäre ein Verwandter, und dann wäre es okay für dich.«

»Das kann ich mir vorstellen. War er der Einzige, mit dem du unterwegs warst?«

»Fats war auch dabei. Wir sind zu ihm gegangen.«

Sergej »Fats« Meduwucha war der Cousin meines Vaters und der Inhaber des illegalen Cafés, das ich am Vorabend mit Gable besucht hatte. Fats war tatsächlich fett, was damals nicht häufig vorkam. Ich mochte ihn genauso gerne wie alle anderen in meiner weitläufigen Verwandtschaft, aber ich hatte ihm gesagt, dass Leo nicht in seinem Laden herumhängen sollte.

»Was wollten sie von dir, Leo?«

»Wir haben uns Eis geholt. Fats hat den Laden zugemacht, und wir sind losgegangen. Jacks hatte ... wie heißen die noch mal, Annie?«

»Gutscheine.«

»Ja, genau!«

Wie ich meinen Cousin kannte, waren die wahrscheinlich aus eigener Herstellung.

»Ich hatte Erdbeereis«, fuhr Leo fort.

»Hm.«

»Sei nicht böse, Annie.«

Leo sah aus, als würde er jeden Moment weinen. Ich holte tief Luft und versuchte, mich zusammenzureißen. Meine Geduld mit Gable Arsley zu verlieren war eine Sache, aber es war völlig inakzeptabel, mich in Gegenwart von Leo so gehen zu lassen. »War das Eis denn lecker?«

Leo nickte. »Dann waren wir ... Versprich mir, dass du nicht sauer bist.«

Ich nickte.

»Dann sind wir zum Pool gegangen.«

Der Pool lag auf der West End Avenue, auf Höhe der neunziger Querstraßen. Früher, vor der ersten Wasserkrise, in deren Verlauf alle Schwimmbäder und Brunnen trockengelegt wurden, beherbergte er einen Schwimmverein für Frauen. Heute benutzte ihn die Familie (und damit meine ich die *Semja*, also das Verbrechenersyndikat der Familie Balanchine) als Stützpunkt. Ich nehme an, sie hatten ihn billig bekommen.

»Leo!«, rief ich empört.

»Du hast versprochen, dass du nicht sauer wirst!«

»Aber du weißt doch, dass du nicht auf die West Side gehen sollst, ohne jemandem Bescheid zu sagen.«

»Ich weiß, ja. Aber Jacks meinte, dort wären viele Leute, die mich gerne sehen würden. Und dass es Verwandte wären, weshalb du nichts dagegen hättest.«

Ich war so zornig, dass ich kein Wort herausbekam. Die Makkaroni waren nun kalt genug zum Essen, so dass ich sie auf die Teller gab. »Wasch dir die Hände und sag Natty, das Essen ist fertig.«

»Sei bitte nicht sauer, Annie!«

»Ich bin nicht sauer auf *dich*«, sagte ich.

Gerade wollte ich Leo das Versprechen abnehmen, dass er nie wieder dorthin gehen würde, als er sagte: »Jacks meint, ich könnte vielleicht im Pool arbeiten. Im Familiengeschäft, weißt du?«

Ich konnte mich gerade noch zusammenreißen, um die Makkaroni nicht gegen die Wand zu werfen. Es half eh nichts, auf meinen Bruder wütend zu sein. Abgesehen davon kam es mir übertrieben vor, an einem Tag gleich zweimal mit Nudeln um mich zu schmeißen. »Warum solltest du das tun? Du arbeitest doch gerne in der Tierklinik.«

»Ja, aber Jacks meinte, es wäre gut, wenn ich für die Familie arbeiten würde« – er hielt inne –, »so wie Daddy.«

Ich nickte knapp. »Ich weiß nicht, Leo. Im Pool kann man keine Tiere streicheln. So, jetzt hol bitte Natty, ja?«

Ich schaute meinem Bruder nach, der die Küche verließ. Wenn man ihn so sah, glaubte man nicht, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Vielleicht nahmen wir seine Behinderung zu wichtig. Es war nicht zu bestreiten, dass Leo gut aussah, stark und letztendlich erwachsen war. Das machte mir natürlich am meisten Angst. Erwachsene konnten Ärger bekommen. Man konnte sie übervorteilen. Sie konnten nach Rikers Island geschickt werden, oder schlimmer noch: Sie konnten am Ende getötet werden.

Als ich Wasser in unsere Gläser laufen ließ, fragte ich mich, was dieser Abschaum von einem Halbcousin im Schilde führte und wie groß das Problem für mich werden würde.

II. Ich werde bestraft, definiere Rückfälligkeit und kümmere mich um Familienangelegenheiten

Das Schlimmste am Küchendienst war der Kittel. Er sah aus wie ein rotes Zelt, in dem ich dick wirkte, und auf dem Rücken war mit Klettband ein Schild befestigt, auf dem stand: ANYA BALANCHINE MUSS LERNEN, SICH UNTER KONTROLLE ZU HABEN. Am Anfang konnte man das Schild unter meinen langen Haaren nicht sehen, dann wurde ich gezwungen, ein Haarnetz zu tragen. Ich protestierte nicht. Ohne Haarnetz wäre der ganze Aufzug unvollständig gewesen.

Während ich die Tablettts und Gläser meiner Klassenkameraden einsammelte, warf mir Scarlet immer wieder mitfühlende Blicke zu, die das Ganze fast noch schlimmer machten. Ich hätte meine Strafe lieber in einem völlig geistesabwesenden Zustand verrichtet.

Aus verständlichen Gründen sparte ich mir Gable Arsleys Tisch bis zum Schluss auf.

»Ich fasse es nicht, dass ich mit der da mal gegangen bin«, sagte er leise, doch laut genug, dass ich es hören konnte.

